



Wizenhausen, „Steinernes Haus“ am Markt.

## Briefe.

Auszug aus einem Brief aus Canada.

Sept. 1931.

Die Depression ist leider eine „world - wide“ und auch Canada sowie die U. S. A. haben darunter zu leiden. Canada ist ganz auf seine Weizenproduktion und Viehzucht angewiesen. Augenblicklich sind aber gerade auf diesem Gebiete die Verhältnisse die denkbar schlechtesten. Der Weizen kostet beinahe gar nichts. Das Vieh ist überhaupt nicht zu verkaufen. Ein Buschel kostet augenblicklich 33 Ct., also weit unter Produktionswert. Die Farmen sind alle verschuldet, viele bekommen Regierungsunterstützung. Wir haben hier ein Gesetz, nach dem keine Farm zwangsweise versteigert werden darf.

Die letzten 4 Jahre waren für die Farmer die besten seit langer Zeit. Doch dies war, so unwahrscheinlich es auch scheint, für die meisten Farmer der Untergang. So kenne ich einen Besitzer, welcher in einem Jahre für \$ 40 000 Weizen verkauft hatte. Doch statt daß er einen Teil des Geldes auf die Bank gelegt hätte, hat er immer größere Ländereien dazu gekauft, ein großes Steinhaus gebaut, einen wunderbaren Wagen angeschafft, Trecker, Motore und Maschinen, einen großen Motor für Wasser und Licht einzubauen lassen, alles in der Hoffnung, daß die nächste Ernte genau so viel abwerfen würde, wie die vorhergehende. Aber dann kamen die schlechten Zeiten. Der Weizen fiel, das Vieh verlor ganz seinen Preis, dazu kamen noch Mißernten. Der Energieverbrauch war zu groß. Bargeld hatte er keins zurückgelegt. Nun ist er am Ende. Und so geht es Tausenden. Das Land kostet beinahe garnichts mehr. Jeder will verkaufen, aber es sind keine Abnehmer da. Die letzten Jahre hatten wir in Saskatschewan solche Trockenheit, daß viele Farmer die Ländereien einfach liegen ließen und davongingen. Vorgestern sind hier Farmer mit 200 Pferden durchgezogen, sie fanden kein Futter mehr für ihre Pferde. So ist es überall. Die Löhne sind nichts mehr. Leute, die früher 6—7 \$ verdient haben, verdienen heute 1 \$ im Tag. Gestern las ich in der engl. Zeitung, daß die Canad. National Railway und Pacific Railway, die größten Bahnen Canadas, ihre Werkstätten geschlossen haben. Tausende von Einwanderern liegen auf der Straße, arbeitslos, in einer Zeit, wo sonst der größte Arbeitermangel war. Dazu wurden die Engländer meistens bevorzugt. Das Deutschtum kann hier seinen Einfluß nicht in dem Maße wie in anderen Ländern geltend machen, da die Regierung keine geschlossenen Siedlungen erlaubt. Man ist gezwungen, assimiliert zu werden, und voll und ganz in der englischen Kultur aufzugehen.

Die Arbeit ist hier schwer, da jede gesellschaftliche Verbindung fehlt. Der gebildete Mensch steht in erster Zeit ganz allein. Es vergehen Jahre, bis man in englischen Kreisen Eingang findet. Und wenn das wirklich einmal der Fall ist, so fühlt man sich meistens nicht heimisch. Doch muß ich sagen, wenn man ihn einmal gewonnen hat, so ist der Engländer ein treuer Freund, bei dem man oft mehr Halt hat als bei dem deutschen Landsmann. Trotz der weltweiten Depression habe ich große Hoffnungen für Canada und seine Entwicklung. Es wird kaum ein Land der Erde geben, das eine solche Entwicklung wie Canada in den letzten Jahren aufzuweisen hat.

Die Leute haben den Mut durchaus nicht verloren. Ja im Gegenteil, man ist voller Optimismus. Zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit wird jetzt eine Hauptstraße durch ganz Canada gebaut. Der neue Hafen in Churchill ist eröffnet worden. Im Norden hat man große Länderstrecken mit Gold und Silber gefunden, die im nächsten Jahre ausgebeutet werden sollen. Der Reichtum Canadas ist unübersehbar. Man glaubt den Höhepunkt der Krise überwunden zu haben. Die Zeitungen schreiben deutsch-freundlich und fordern Schuldenerlaß. Man erstrebt einen internationalen Waren- und Menschenaustausch. Und gerade das letztere ist es, was Canada nötig hätte. Wir brauchen Menschen, und es wäre ein Leichtes, bei geregelten Verhältnissen einen Teil des europäischen Menschenüberschusses hier aufzunehmen. Vor allen Dingen brauchen wir gebildete führende Menschen, die hier in der Lage sind, das Deutschtum zu vertreten. Wir haben nur einen Deutschen in der Regierung in Ottawa. Das ist viel zu wenig für die Zahl der Deutschen.

Die Farmen in Columbia liegen weit auseinander, meistens ganz gemischt und von Deutschen, Engländern, Franzosen, Norwegern, Schweden, Chinesen, Japanern, Negern bewohnt.

Die Kinder müssen 5 Tage in die englische Schule; nur an einem Tage, im Sommer an zwei Tagen, wird erlaubt, deutsche Schule zu halten. Im übrigen ist das Schulsystem großartig. Canada hat bei 10000000 Einwohnern 21 Universitäten, in jeder kleinen Stadt ist eine höhere Schule. Die Schulen sind viel besser als in U. S. A., da sie auf englischer Grundlage beruhen.

Doch die ersten Jahre sind sehr hart, und bis man sich eingelebt hat, muß man manches entbehren.

So viel für heute.

---

## Ueber Bienenzucht in Brasilien.

. . . . Was die technische Gestaltung des Stockmaterials anbelangt, so ist eigener Erfahrung gemäß für subtropische und tropische Breitengrade entschieden der sogenannte Kaltbau, nach amerikanischem System Langstroth oder nach deutschem Modell Zanda zu

empfehlen; wenn nicht Fehlgriffe, die oft mit teurem Lehrgeld bezahlt werden müssen, vorkommen sollen. — Diesen Systemen setze ich jedoch zugleich eine gewisse Gewandtheit in der Königinnenzucht voraus, die man sich allerdings nicht von heute auf morgen aneignen kann, sondern die erst praktisch gründlich geübt und gelernt sein will. Eine Wirtschaft, die nur eingestellt ist auf Ergänzung und Vermehrung durch Schwärmen, muß grundsätzlich vom fachmännischen Standpunkt aus verworfen werden.

Unsere brasilianische Bienenzucht steckt immer noch so sehr in den Kinderschuhen, daß der Bedarf an Hilfskräften oder auch geschultem Personal noch sehr gering ist und die Hauptarbeiten während der Erntezeiten nur auf eine kurze Zeitspanne beschränkt sind. — Trotzdem nehme ich einstweilen gerne Notiz von der Bereitschaft solch junger Leute, die sich in dem Fach hier gerne durchbilden möchten, ehe sie an ihr eigenes Werk herangehen, nur halte ich den Augenblick noch, wie gesagt, für verfrüht.

---

K r o o n s t a d t (Südafrika), den 14. 11. 31.

... Wie soll nun die heikle Frage zum Schluß beantwortet werden: Ist das Hochfeld von Transvaal geeignet für deutsche Siedlung? Und diese Frage drängt sich uns Deutschen doch immer wieder auf. Wir — das heißt unsere Generation — sind als Kulturpioniere und Siedler in eine der unglücklichsten Zeiten deutscher Geschichte hineingeboren worden. Nie waren die Aussichten für Deutsche Siedlung so gering wie in der Zeit von 1918 bis zu diesem Augenblick. Von der Heimat haben wir nichts zu erwarten. Das Ausland weiß im allgemeinen, und hier in Südafrika besonders, deutsche Arbeitskraft zu schätzen. Aber man weiß auch nur zu gut, daß diese Arbeitskraft schnell verloren geht, wenn ihr die Möglichkeit zu eigenem Anfangen zu leicht und schnell geboten wird. Zum Farmen gehört nun einmal Kapital. Und das ist für alle Deutschen ein wunder Punkt.

Die Warnung kann nie laut genug und oft genug ausgesprochen werden: Wer mittellos anfängt, und mag er noch so fleißig und erfahren sein, der versündigt sich an seinen Kindern, die er wohl kleiden und ernähren kann, denen aber Ausbildung und geeignete Vorbereitung und Schulung für's Leben versagt bleiben werden. Und zur Vermehrung der 160 000 armen Weißen in diesem Lande, die zu nichts zu gebrauchen sind, aus eben dem oben erwähnten Grunde, ist deutsches Blut zu gut und wertvoll.

Mittellosen muß also abgeraten werden. Und von denen, die über Mittel verfügen, sollten all die gewarnt werden, die glauben, Farmen und Siedeln sei eine Profit bringende Finanzaktion. Selbstverständlich verzinst sich das Kapital in einer gut geführten Farm. Aber es kommen häufig Jahre, wo der Zinsfuß weit hinter dem der Banken zurückbleibt. Ja, vielleicht ganz

ausbleibt. Wie im Jahre 1928/29, trotz 700 mm Regen und harter Arbeit.

Aus diesem Grunde ist das Aufnehmen von Darlehen in diesem Lande so sehr belastend und hat schon manchen Farmer von Haus und Hof getrieben. Eigentümlicherweise ist das Kreditwesen in Süd-Afrika von erstaunlicher Weitherzigkeit. Eine Versuchung, der man leicht nachgibt und wofür man dann schwer büßen muß.

Also, Geldlose und Geldmacher seien ernstlich gewarnt.

Es bleiben bloß noch die, die fühlen, daß sie Farmer sind, und die in der glücklichen Lage sind, das auch materiell zu verwirklichen.

3—4000 Pfund sollten hinter diesen stehen.

Und wenn der junge Mann dann hierher kommt, dann muß er alleine kommen und nicht mit Frau und Kind und Kegel und Kommoden, Klavier, Schränken und allerhand ausgedehnten Familienandenken. Ganz allein mit 2, vielleicht 3 Koffern, gesundem Körper, Unternehmungslust und Humor.

Er wird zunächst Arbeit verlangen. Nicht den Mann markieren, der Geld hat. Darüber schweigt man. Sondern den, der arbeiten will, um leben zu können. Er muß nie lange in einer Stelle bleiben, denn seine Ausbildung gestattet es ihm, einen Betrieb mit allen Möglichkeiten bald zu überblicken. Hat er erfaßt, verstanden und gelernt, dann weiter. Immer die Augen offen, immer bereit, zu lernen. Alles von Anfang an. Eingeborenen-Sprachen und ihre Behandlung. Eine wichtige Sache, für die unerfahrene Anfänger schwere Gelder zahlen. Reparaturen an Maschinen und Geräten, primitive Reparaturen, die aber viel Geld sparen. Er wird zu kleinen Farmern zuerst gehen, dort wird zwar oft schlecht gefarmt, aber er lernt alle die kleinen Tricks, mit denen Geld gespart wird, oder besser gesagt, mit denen das Nichtvorhandensein des Geldes überwunden wird.

Hat er fundamentale Kenntnisse erworben, spricht er die notwendigen Sprachen leidlich, dann zu großen, guten Farmen. Wieder fragt er nach Arbeit. Er erwähnt, daß er Deutscher ist und zu Hause geboren. Er wird finden, daß das hilft. Und er muß dafür sorgen, daß diese Erwartungen nicht enttäuscht werden. Große Betriebe sind schwerer zu überblicken, aber er hat die fundamentalen Erfahrungen von den kleinen Farmen her und weiß: das Prinzip ist dasselbe, nur ein andres Ausmaß.

Er beginnt auf großen Farmen Bekanntschaften zu machen, die ihm später von Nutzen sein können.

Ist er überzeugt, daß man seine Arbeit schätzt und ihn gebrauchen kann, dann ist es Zeit, hier und da durchblicken zu lassen, daß er eines Tages in der Lage sein wird, selbst zu farmen.

Es wird nicht lange dauern, und Angebote kommen. Alles mögliche wird ihm angeboten. Aber er ist kein Anfänger mehr. Er kennt die Böden, vielleicht sogar die Farm. Er weiß durch die Gesprächigkeit und Klatschsucht, mit der beinahe alle Afrikaner

behaftet sind, mehr über diese Farmen, als der Eigentümer vielleicht ahnt.

Mit anderen Worten: Er ist nicht mehr das „Greenhorn“, mit dem jeder Schindluder treiben kann, und der sein Geld verliert, wie Tausende vor ihm, die glaubten, durch Geld Kenntnisse und Erfahrungen ersetzen zu können. Er wird vorsichtig sein und Nichts übereilt kaufen. Vor allem nicht Boden. Alles Geld, das in den Boden gesteckt wird ist bis zum glücklichen Wiederverkauf festgelegt. Aber das ist nicht der Sinn des Farmens.

Fühlt er sich nicht sicher genug, warum nicht pachten? Ochsen, Maschinen und Geräte können jederzeit transportiert werden.

Er pachtet 300–400 Morgen für die er im Höchstsfall £ 150–200 jährlich zu zahlen hat, was mit 500 Sack Mais bezahlt ist, also von 25 Morgen aufgebracht werden kann.

Während dieser Zeit ist er selbstverständlich immer auf der Suche nach der Farm, die er kaufen möchte.

Diese Farm kann keiner finden, der eben in's Land gekommen ist. In 100 Fällen haut er 99 mal vorbei.

Also, Geduld. Nichts überstürzen. Sich gut vorbereiten und ausrüsten, indem man zu Ausverkäufen, Versteigerungen und Auktionen geht, wo man für spottbilliges Geld beinahe neue Geräte kaufen kann.

Bis dann der Tag kommt, wo die Farm erscheint, die die „richtige“ ist. Genau so, wie die „richtige“ Frau, die man ja auch nicht so mir nichts dir nichts kriegen kann, wenn man gerade will, und bei der selbst gute Kenntnisse und große Erfahrungen nicht vorm „Reinfall“ schützen.

Mit der Farm ist es ebenso. Es ist nicht nötig, daß man selbst gefarnt hat – genau so wie es nicht nötig ist, daß man verheiratet war – um die „Richtige“ zu erkennen. Aber eine gewisse Ahnung vom Tuten und Blasen gehört dazu.

Ist der Entschluß gefaßt, dann ran an den Speck. 500 bis 600 Morgen sollte die Farm mindestens sein. Und 400 Morgen müssen pflüggbar sein.

Dämme und Pumpen je mehr je besser. Drahtzäune je mehr je besser. Von allen Böden ist der sandige, rote Lehm vorzuziehen. Vorsicht vor schwarzem Torf und grauem Sand.

Im Anfang bloß nicht alles gleich verbessern wollen. Ist ein Loch im Dach, schiebe man das Bett 1–2 m nach links oder rechts und stellt die Wasserkanne an die Stelle. Bloß nicht gleich neue Dächer aufsetzen oder Häuser bauen.

Pflügen so gut und viel als möglich. Nicht das Pflügen den Eingeborenen überlassen und zu Hause sitzen und Artikel über Farmen an die D. K. S. schreiben. Wird man wirklich von wegen Schreibfaulheit angepflaunt, dann ist das das kleinere Uebel und an Sonntagen leicht beseitigt.

Den Eingeborenen mit gutem Beispiel vorangehen. Der Weiße muß morgens der Erste sein.

Kommt die Bestellzeit, dann nicht sparen wollen an Kunstdünger und guter Saat. Die Ochsen müssen in gutem Zustand sein, und wenn die Ausrüstung hinreichend ist, und das Glück nicht grade im ersten Jahr Verstecken spielt, dann geht es in der Regel gut.

Zur Bearbeitung von 400 Morgen sind nötig:

- 3 Pflanzmaschinen,
- 5 Eggen (4 Schwere, 1 leichte),
- 10 Cultivatoren,
- 8 Spann Ochsen zu 16 £ per Spann,
- 12 Eingeborene.

Die Zahl der Eingeborenen läßt sich sehr schwer festlegen. Wo es sich um Familien handelt, sind 12 genug, da Frauen und Kinder an leichteren Arbeiten teilnehmen. Bei Kontrakt-Arbeiten geht die Zahl aufwärts, unter Umständen bis zu 20.

Kommt die Zeit zum Cultivieren. Die Eggen zuerst und gründlich. So oft als es nur irgend geht. Dann Cultivatoren. Diese auch dann noch, wenn die Länder blißblank sind. Denn nicht nur der Unkräuter wegen wird cultiviert. Kommt Trockenheit, dann nicht den Mut verlieren. Noch mehr cultivieren. Das beste Gegenmittel.

Kommt immer noch kein Regen, ist noch lange kein Grund zur Aufregung vorhanden. Alles vorbereiten für den Fall, daß . . . . . Immer reparieren sowie ein Schaden entstanden ist. Der Bolzen, der heute nicht eingesetzt wurde, kostet in 2 Monaten £ 1:0:0.

Trotz vieler Arbeit und 14-stündigen Arbeitstagen nicht den Anschluß an die Umwelt verlieren. Nachbarn besuchen, hat schon manches Geschäft gemacht, gibt neue Gedanken, frischt auf und stärkt das Selbstbewußtsein.

„Mache Eingeborene nicht zu Deinen Vertrauten“ ein Satz, der fest eingeprägt werden muß. Man muß peinlich gerecht, aber immer der Herr bleiben.

An nassen regnerischen Tagen nicht arbeiten. Es verdirbt mehr an Zugtieren und Geschirren, als die geleistete Arbeit wert ist.

Ist die Ernte eingebracht, dann vorsichtige Aufstellung des Finanzprogramms. Erstes Gebot ist, alle Schulden bezahlen. Aber zugleich sich nicht finanziell entblößen. Immer für Wechselfälle vorbereitet sein. Immer das kommende Jahr als ein schlechtes erwarten.

Die Schweren Zeiten der letzten 2 Jahre haben gezeigt, daß vorsichtige Farmer nichts zu fürchten haben. Und das ist für jeden, der Farmen will, vielleicht mehr wert, als seitenslange Aufstellungen von Einnahmen und Ausgaben, die wichtig sein können, sich aber selten wiederholen.

Alles in Allem hoffe ich, daß ich keine falschen Vorstellungen erweckt habe. Ich habe gewarnt und ermutigt, denn beides ist notwendig. Das Wesentliche im Leben wird immer auf rein

menschlichem Gebiet geleistet. Es gibt Rückschläge und Schicksalschläge hier wie überall, es bleibt aber der inneren Einstellung des Einzelnen überlassen, ob er sich beugt oder bricht.

Sollen wir Jungen warten, bis irgendwann deutsche Kolonien austauchen? Sollen unsere besten Jahre mit Warten und Abwarten verschwendet werden? Das sind Fragen, die jeder für sich beantworten muß.

In diesem Land sind deutsche Siedler willkommen. Welcher Art habe ich hoffentlich klar genug ausgeführt.

Maisbau im Hochfeld von Transvaal hat noch viel Raum für solche, die den nötigen Wagemut und die Mittel haben. Sicher ist nichts. Ganz besonders nicht in der heutigen Zeit. Aber nur wer wagt, gewinnt.

---

Las Salanetas, 18. 10 31.

Liebe Kameraden!

Inzwischen ist der „Kulturpionier“ erschienen und hat mich erst wieder daran erinnern müssen, daß ich im Frühjahr einen Bericht versprochen habe, der noch immer nicht verfaßt ist. Ansätze zu einem eingehenderen Aufsatz über „Das Verkehrsweisen“ in Guatemala liegen schon auf einzelnen Blättern bereit, aber weiter bin ich nicht gekommen. Gründe anzuführen hat nicht viel Zweck. Tropenunlust, z. T. bedingt durch eine elende Malaria, die nicht aus dem Blute zu bringen ist. Trotz aller möglichen Kuren, Plasmoguin als Pillen und als Einspritzungen, intervenöse Bichlorhydrateinspritzungen (besser Bichlorhydrato de Quina), ist es wohl zeitweise herauszukriegen, kommt aber durch neue Infektionen immer wieder. Hauptursache ist die überaus starke Regenzeit gegenüber den vergangenen Jahren. Haben wir doch hier in der Finca ein Jahresmittel (in den letzten 15 Jahren) von 1600 mm Regen, und bis jetzt hat es schon 2500 mm geregnet, und es fehlen noch gut 6 Wochen Regenzeit, bis die eigentliche Trockenzeit beginnt. Diese ungeheuren Regenmassen (für diese sonst sehr trockene Gegend — in anderen Zonen des Landes regnet es bis 4000 und mehr Millimeter) haben ihre großen Vorteile und auch Nachteile gehabt. Der Kaffee und die Schattenbäume, besonders Bananen, auch der Mais der Arbeiter sind ganz prächtig gewachsen und die Pflanzungen sehen ganz hervorragend aus. (Natürlich macht sich die regelmäßige Kunstdüngung der letzten Jahre und die Bodenbearbeitung auch dabei bemerkbar). Viele der einheimischen Nachbarn, die infolge der Wirtschaftskrise nicht die notwendigen Mittel zur Bearbeitung ihrer Pflanzungen haben, haben einen merklichen Rückgang in den Erträgen aufzuweisen; allein für das Auge ist der Unterschied im Aussehen der Pflanzungen ganz auffällig. Leider bin ich im letzten Jahr nicht in andere Zonen gekommen, um zu sehen, wie die Krise sich dort auswirkt; sondern bin nur auf wenige angrenzende Nachbarpflanzungen beschränkt und kann mir kein allgemeines Urteil über die Landesverhältnisse bilden. Die Nachteile der starken Regenzeit sind vor allem ein ganz ungemeiner Unkrautwuchs, der mir schwer zu schaffen macht. Ich habe manche andere Arbeiten einstellen müssen, um nur mit den Reinigungen nachzukommen. Kaum ist man 4 Wochen aus dem einen Feld heraus, so kann man schon wieder von vorne anfangen, da alles bedeckt ist und verkrautet. Da ich seit 2 Jahren die alten Schattenbäume herausnehme und durch neue ersetze, unterstützt durch reichliche Bananepflanzung, so ist der alte, sehr beschattet gewesene Boden nun etwas gelüftet worden und der neue Schatten noch nicht dicht genug, um den starken Unkrautwuchs zu hemmen. Durch geeignete Bodenbearbeitung und Unterfütterung durch Auslaß ziehen wir in dieser Gegend verschiedene Sorten von Kraut, die als

Gründungspflanzen und auch zur Abtötung von unerwünschtem Unkraut dienen. Die Erfolge sind sehr gut und besonders hier in dieser Zone sehr angebracht, da fast ausschließlich mit dem Azadon (der eisernen Haue) gearbeitet und das Unkraut untergehackt wird. (Im Gegensatz zu anderen Zonen, in denen nur mit der Machete, dem Buschmesser, gearbeitet wird). Weiter schadet der viele Regen besonders den Wegen, die gänzlich aufgeweicht sind und durch den unaufhörlichen Verkehr mit Maultieren (wenigstens in der Finca fahren keine Lastautos während der Regenzeit) noch mehr zerstört werden. Einzelne Unwetter (einmal fielen 80 mm in einer Stunde) haben durch Ueberflchwemmungen viel Schaden angerichtet, der jetzt vor Beginn der Ernte, (die hier zum Glück in die große Trockenheit fällt) beseitigt werden muß, damit der Lastautoverkehr wieder eingerichtet werden kann.

Nicht zu unterschätzende Hemmungen bringt die regenreiche Zeit den Menschen durch die Malaria. Es sind jetzt oft Tage, an denen wir 15 und mehr Einspritzungen machen müssen und garnicht mal alle Malariakranke erfassen können, da wir nur nach einfachen Diagnosen die Krankheit feststellen, Ich habe jetzt alle Monat einmal einen Regierungsarzt hier, der mir die Leute untersucht und die notwendigen Winke für Krankheitsbehandlung gibt. Während der übrigen Zeit werden die Leute nach den allmählich ganz erheblich gesteigerten Erfahrungen verarztet. Einige Spanische Arzneibücher leisten mir etwas Hilfe, um wenigstens die Medizinen herstellen zu können oder neue Mittel aus der Apotheke kommen zu lassen. Es gibt so viele Fälle der Krankheiten in einer Kopfzahl von etwas über 500 in meinem Arbeiterdorf, daß man oft rätseln muß, welche Krankheiten nun der betreffende Patient haben könnte. Ich selbst weiß oft nicht recht, wie ausfragen, und die Leute wissen nicht, wie sich ausdrücken, um ihr Leiden zu erklären. J. B. spielt „die Kugel im Magenmund“ eine große Rolle oder „mir schmerzen die Lungen“ und dabei reibt er sich die Schulter. Zudem ist die Rasse dieser Gegend sehr degeneriert, vollständiges Mischlingsblut aus Spaniern, Indianern und Negeren, ohne Blutzufuhr seit 200 Jahren, sodaß sie für allerlei Krankheiten sehr anfällig sind. Die Geißel der Malaria ist eigentlich erst seit den letzten Jahrzehnten so stark geworden, seit die Leute zu den Pflanzungen an die tiefe Küste gingen und von dort hierherauf in die Hochländer verschleppten. Selbst die Hauptstadt mit ihren 1500 m Höhe ist heute schon verzeucht. Von Seiten der Regierung ist schon viel getan worden, um sie zu bekämpfen; aber da das Volk noch in so primitiven Verhältnissen lebt, so ist es fast nutzlos, was unternommen wird. Nur die Amerikaner in den großen Bananendistrikten an der atlantischen Küste haben einiges vollbringen können, da sie ungeheure Mittel aufwenden und ähnlich wie am Panamakanal die Sümpfe mit Petroleum tränken, die Wohnungen hygienisch anlegen und die gesamte Bevölkerung in jenen Zonen unter ihre ärztliche Aufsicht stellen. — Da ich gerade bei Krankheiten bin, will ich mich hier noch etwas weiter über dies Thema besonders betreffs Kenntnisse über ihre Verhütung und Behandlung auslassen. Im allgemeinen wird die Medizin auf den Pflanzungen sehr vernachlässigt und nur in wenigen mir bekannten Fällen eingehend, sehr selten annähernd sachmännisch behandelt. Es liegt dies an den verschiedensten Ursachen. Oft werden wohl Unkenntnis, Unlust, oft Mangel an dafür bereitgestellten Mitteln der Grund sein, daß nicht mehr als die notwendigsten Wundbehandlungen und Krankheitsheilungen vorgenommen werden. Und doch merkt man, natürlich erst ganz allmählich, daß der Nutzen für die Erhaltung der Arbeiter fühlbar ist.

Da ist die Wundbehandlung, zum Teil noch einer der einfachsten Zweige bei den Naturvölkern, bezw. der Landbevölkerung. Sie haben meist gutes Blut und die Wunden heilen am einfachsten. Ist das Blut aber schon verdorben, so macht es sehr große Mühe, einfache Wunden, besonders Nachwirkungen von Insektenstichen, Schwären und dergl. zu heilen. Es ist dies eine der fast täglichen Arbeiten, mehrere Fälle dieser Art zu behandeln. Wunden durch Arbeitsunfälle kommen öfter vor, durch Schlägereien verursachte heute fast garnicht mehr (das Schnapsaufen mit darauffolgenden Schießereien oder Messerstechereien hat fast ganz nachgelassen, da der Schnaps teuer ist und auch die Löhne geringer). Ich habe in den ganzen 8 Jahren

erst einen Schlangenbiß geheilt, trotzdem es übergenug Schlangen hier gibt und die Leute für jede eingelieferte Giftschlange eine Belohnung bezahlt bekommen. — Wenig angenehme Wunden sind die der tuberkulösen Leute, die es leider auch schon mehrfach gibt, ebenso syphilitisch durchseuchter Menschen. Einzelne Fälle habe ich sofort nach dem Hospital in der Hauptstadt weitergegeben. (Wie es sogar schon einzelne Leute gibt, die von selbst nach dort gehen, da sie wissen, daß man sie dort schneller von ihren Leiden heilt, als ich es vermag). — Die Hakenwurmbekämpfung ist durch die Rockefeller-Institution und die Schriften von Dr. Jülleborn, Hamburg, geläufig gemacht worden und dank guter Heilmittel möglich. Ob man die Krankheit unterdrücken kann, ist sehr fraglich, da dazu Hygiene gehört und diese bei den Leuten nicht durchführbar ist. Malaria können wir allmählich soweit einschränken, daß die Leute wieder schnell arbeitsfähig werden und nicht an Nachwirkungen leiden. Zur Malariabehandlung gehört vor allem reichlich Material an Spritzen, Nadeln, Kapseln, und Chinin in allen möglichen Formen. Da wir letzthin soviel Einspritzungen machen müssen, bereiten wir uns das Serum gleich Flaschenweise zu, da so viel Ampullen viel zu teuer werden. Die Art des Einspritzens ist beinahe bei jedem Menschen verschieden, aber bei so vielen täglichen Einspritzungen kommt man allmählich doch zur Routine. Dann sind wohl Darm- und Magenkrankheiten die häufigsten, Nieren und Leber weniger oft. Herz- und Lungenkrankheiten eigentlich sehr selten, während natürlich Rheumatismus in der feuchten Jahreszeit besonders häufig ist. Ohrenkrankheiten stellen sich meist als Unreinlichkeit heraus, oft ist den Leuten irgend ein Vieh hineingekrochen. Wir haben schon ganz große Schaben oder Zecken herausbefördert. Augenkrankheiten sind meist Lidrand- oder Bindehautentzündungen, die mit Zink- oder Bor säurelösung bald geheilt werden. Und so gäbe es noch eine Menge anderes aufzuführen. Dabei bemerken möchte ich noch, daß es natürlich auch viel Simulanten gibt, die man bald herauskennt; aber hin und wieder spielt einem doch mal wieder einer einen Schabernack und läßt sich wohlmöglich eine Chinineinspritzung machen, ohne Malaria zu haben, oder irgend ein Mittel geben, ohne an der betr. geheuchelten Krankheit zu leiden.

Allgemeine Lage des Landes. Die ist genau so trübe wie die allgemeine Weltlage. Vorgegeschichte speziell Guatemalas: Bis zu dem Schlaganfall des letzten Präsidenten Chacon im Dezember 1930 herrschte eine ziemlich lose Regierung, besonders in Sachen Staatsgelder. Der neue Präsident Ubico ist eine Art Friedrich Wilhelm I. von Preußen für das Raubland Guatemala geworden. Er herrscht wirklich mit eiserner Faust, und das Land erholt sich trotz der schlechten Weltlage. Natürlich kann er gegen den schlechten Kaffeemarkt auch nichts ausrichten, aber immerhin wird hier Ordnung geschafft. Verschiedene anrüchige Banken machten bald pleite. Leider auch schon eine gute Bank, und die sonstigen Geldwirtschaftsverhältnisse stehen sehr kippelig. Durch Aufdeckungen früherer Unregelmäßigkeiten und Veruntreuungen der Minister ist die AEG auch in Mitleidenschaft gezogen worden. Infolge der Bankschwierigkeiten und natürlich der allgemeinen Lage ist der Handel und damit auch die Landwirtschaft (besser letzteres zuerst anzuführen, da ja hier alles vom Kaffeebau abhängt) in arge Bedrängnis geraten. Vorläufig geht es eigentlich nur uns wenigen Pflanzungen der großen Firmen und darunter auch nur Nottebohm, gut. Natürlich müssen wir uns auch ganz gewaltig einschränken. Bauten und Neuanschaffungen unterbleiben, Neuanlagen von Pflanzungen werden nur soweit gemacht, als es sich um Ersatz älterer, eingehender Felder handelt. Die Leutefrage ist in dieser Zone (Osten) etwas besser, da wenig Finca vorhanden und durch die Einschränkungen viele Saisonarbeiter unbeschäftigt sind. Das Holz, aus dem diese Leute (Mischlinge) sind, ist wenig erfreulich gegenüber den Indianern des Südens und Westens. Aber es geht schließlich auch und ich komme ganz gut aus.

Infolge des starken Regens nach der sehr trockenen Regenzeit des vergangenen Jahres ist eine große Ungezieferplage überall. Heuschrecken natürlich zuerst mal, dann aber unglaublich viel Raupen und Würmer. Die Leguminosen unter den Schattenbäumen sind alle von einer schwarzen Raupe entlaubt worden, sodaß sie etwa 4 Wochen lang ganz kahl waren. Die dazu

gehörigen Schmetterlinge, auch ganz schwarz, zogen wie die Heuschrecken in großen Schwärmen vorüber. Riesige grüne, nackte und andere dicht behaarte, mit wundervollen Farben besprenkelte Raupen saßen auf den Kaffeebäumen. Einzelne fraßen Blätter, andere Blattstiele, andere bohrten die Triebe an. Engerlinge machten viel Schaden in den Baumschulen und Saatbeeten, im Gemüsegarten, Blattschneideameisen ebenfalls. Eine kleine Zypressen- und Kiefernplantation haben sie sich besonders ausersehen, und alle paar Tage muß ein Mann mit der Cyanogaspumpe die neuen Gänge zerstören.

Dabei möchte ich erwähnen, daß die Horagasapparate sich besonders zur Ausräucherung einzelner großer Nester eignen, jedoch die Cyanogaspumpe für kleinere Nester nützlicher ist. Horagas ist ein durch Feuer erzeugtes Gas, während Cyanogas ein feines Pulver ist, das durch Pumpen zerstäubt wird. Die Reichweite in den unterirdischen Gängen ist vielleicht bei beiden dieselbe, bei dem Horagas ist man aber gezwungen, eine Patrone an einer Stelle abzubrennen, beim Cyanogas pumpt man nur Sodiel ein, wie man für notwendig hält. — Der Geflügelhof hat sich um eine Entenschlag vergrößert, auch Tauben habe ich angeschafft und einen richtigen Taubenschlag dazugebaut. Zwei wilde Kaninchen werden fettgemacht, ein Hammel soll für Weihnachten noch angeschafft werden. Ein Papagei sitzt auf einer Stange am Hof und unterhält mit seinem Geschrei, Reden und sonstigem Getöse alle Leute. Katzen und Hunde vervollständigen die Menagerie. Draußen in den angrenzenden Pflanzungen und Weiden nisten Webervögel, weithin sieht man ihre Nester an Astspitzen oder am äußersten Ende eines Bananenblattes baumeln. Andere bunte Vögel nisten in den Gartenbäumen und erfüllen morgens die Stille mit ihrem muntern Gezwitscher, wilde Papageien rauschen kreischend vorüber, ebenso blauweißgefiederte Häher mit kleinem Federschopf auf dem Kopf. Jetzt um die Wende der Jahreszeit kommen die ersten Zugvögel aus dem Norden. Zuerst kommen als Künder des Sommers (so die Trockenzeit genannt) die Azacuanes, habichtähnliche Raubvögel, in großen Mengen und aufgelöster Ordnung. In großen Kreisen bewegen sich die Schwärme weiter, selten mehrere Kilometer in gerader Linie fliegend. Oft dauert es tagelang, bis sie vorüber sind. Falls sie Heuschreckenschwärme antreffen, halten sie sich auf und bleiben auch über Nacht in unserer Gegend. Schwalben in verschiedenen Größen ziehen etwas später, halten sich aber manchmal wochenlang hier in den Tälern auf. An den wenigen Seen im Lande (wir haben einen kleinen hier in der Nähe) fallen auch wandernde Wildenten ein und halten sich einige Zeit auf. Andere Vögel habe ich noch nicht beobachtet, könnten aber in einer anderen Zone des Landes vorbeiziehen, etwa in der Nähe des atlantischen Ozeans, während hier die Zone in der Nähe des pazifischen Ozeans liegt. Die Papageien scheinen auch hin und wieder ihren Standort zu wechseln, jedoch wohl kaum auf große Entfernungen hin. Es handelt sich mehr um Futterplätze, die je nach der Jahreszeit besser ausfallen. In der Regenzeit haufen hier im Hochland und weiter in den Kordilleren große Scharen, die jungen Maisfelder plündernd. In der Trockenzeit, die ja auch etwas kühler ist, ziehen sie an die wärmere Küste. Sonst sind die meisten Vögel sehr verdrängt worden durch die große Anzahl Kinder, die mit ihren Zwillen ihnen nachstellen. Da sie viel in den Cafetales arbeiten und sich sonst herumtreiben, kann man sie nicht belangen, und meist lassen sie sich auch nicht erwischen. Jagdbares Wild ist aus einem ähnlichen Grunde kaum vorhanden. Da es ja fast kein unbebautes Land, zum mindestens keinen Urwald, sei es auch nur sekundärer Art, gibt, ist das Wild meist gejagt oder vertrieben worden. Die Pflanzungsarbeiter ziehen oft mit ihren Vorderladern umher und hezen mit vielen Hunden hinter einem armseligen Reh her. Allenfalls Gürteltiere, Nasen- und Waschbären, Mungos, ganz selten mal „Tigrillos“ (kleine Tiger, kaum in der Größe eines kleinen Leoparden, aber ganz mit den äußeren Merkmalen eines indischen Tigers). Natürlich gibt es andere Zonen im Lande mit ausgedehnten Urwäldern, wo alles mögliche Viehzeug haust, von dessen Vorhandensein ich hier aber nichts merke und nur weiß, daß es dort Tapire, Pumas, Krokodile, Brüllaffen und sonstiges Raubzeug gibt. Aber Fledermäuse haufen hier viel, die die Reittiere nachts im Stall anfallen und ihnen das Blut ausaugen. Dies eine Meinung; eine andere behauptet, sie bisßen

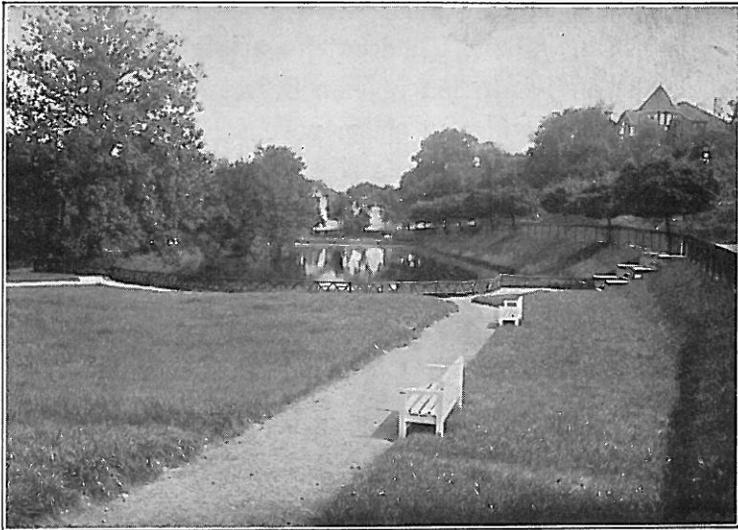
sich ein blutiges Hautstückchen ob und benutzten es als Fliegenfänger. Auch möglich, da ihr Moskitofang bekannt ist und sogar in den Verein. Staaten ganze Fledermausnester in großen Holztürmen gezüchtet werden, um die Gegend von den Moskitos zu befreien. Wir hängen in den Pferdestätten Kakteen auf, lange Säulen-Kakteen, ganz dicht zusammen, damit keine Fledermaus zwischen ihnen und den Tierrücken hindurchfliegen kann. — Dann wäre noch von den Zikaden zu erzählen, die zu Ende der Trockenzeit sich häuten und dabei ein sirenenähnliches Gepfeife hervorrufen, das oft unangenehm sich anhört. In der übrigen Jahreszeit zirpen die Grillen nachts unaufhörlich, in der Trockenzeit mehr als in der Regenzeit. Käfer in den verschiedensten Größen, darunter wahre Riesen an Nashornkäfern, Gottesanbeterinnen, Stabheuschrecken, ganz prächtige Schmetterlinge und Falter, in solcher Farbenschönheit, wie sie nur die heiße Tropensonne und -feuchtigkeit entstehen lassen kann, beleben die schattigen Täler mit ihrem dichten Wald und Gebüsch. Eigentlich geht man viel zu achtlos an all diesen Wunderwerken der Natur vorbei, hin und wieder regt sich der Sammler- oder Forschertrieb, meist bleibt es bei geringen Ansätzen. Ein oder das andere Einnachglas ist schon mit solchem Gefier gefüllt worden. Kamen da vor einem halben Jahr ein paar Zoologen und Aerzte von der Harvard-Universität vorbei, auf der Suche nach den Erregern der Malaria, und sahen die Sammlungen, schon haben sie ein Glas von dem Viehzeugs bekommen. Und so sieht man sie lieber krabbeln oder fliegen und freut sich an ihren schönen Farben und Formen.

Von den Kameraden habe ich eigentlich nichts gehört. Auf Umwegen von dem einen oder dem anderen. Eingeladen habe ich manchen, aber gekommen ist keiner. Briefe schreiben is' nich', also bleibt meist beim Wissen vom Vorhandensein des anderen oder gar nur die Anschrift aus dem Kulturpionier.

Darum für heute genug.

Es grüßt alle Kameraden vielmals

Rudolf Haeckel,



Feuerteich=Witzenhausen.